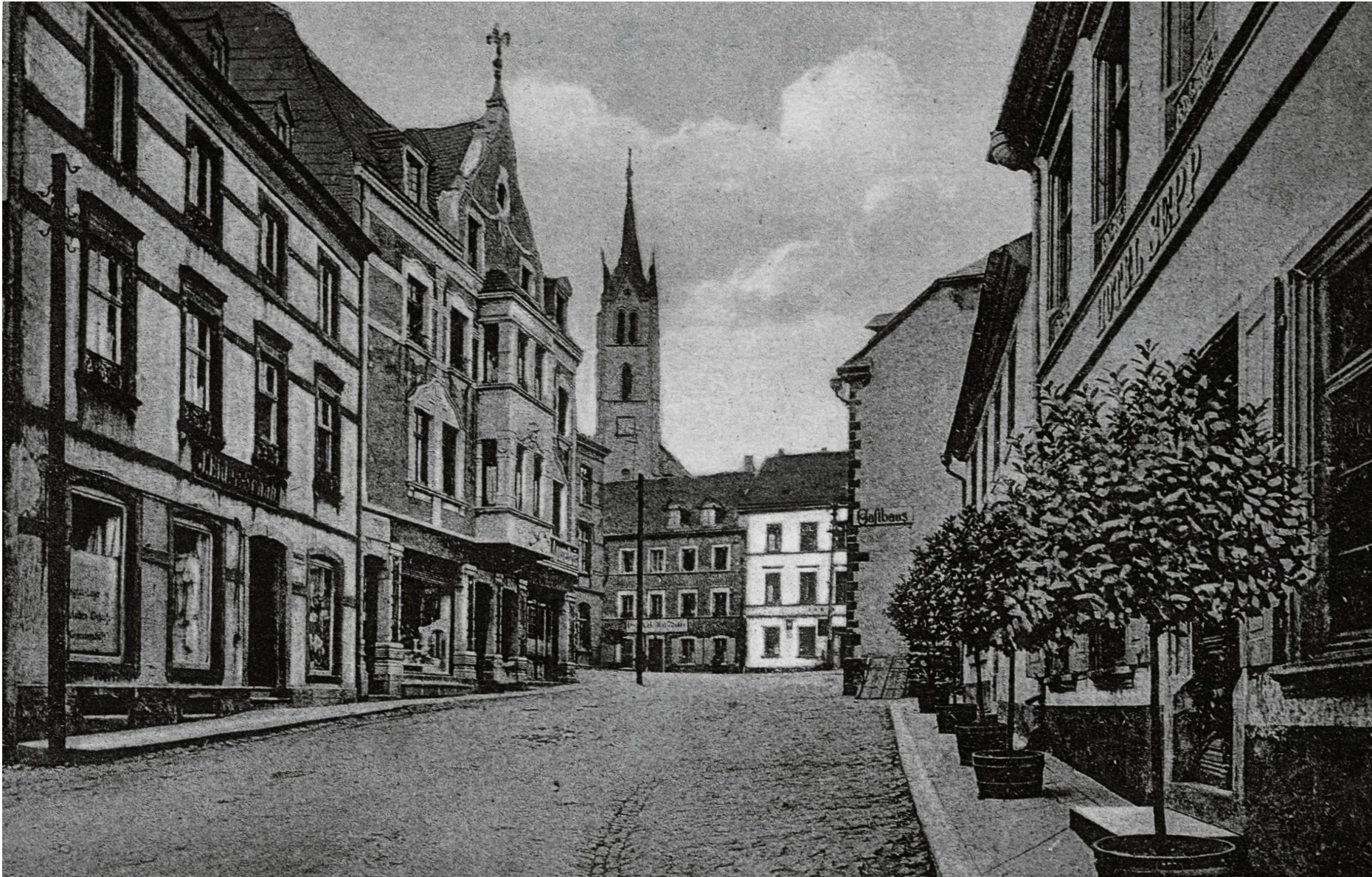




Hermeskeil, Blick in die Bahnhofstraße mit Marktplatz

Foto AKG

Der Tod kann nicht wegerzählt werden

Es gibt in diesem Herbst keinen eindrucksvolleren Roman als Shida Bazysars „Die Lücken“.

Der Titel dieses Romans ist programmatisch, und das wird gleich zweimal explizit gemacht. Einmal recht früh, nach nicht einmal hundert der fünfhundert Handlungsseiten. Da heißt es über die jüdischen Bewohner von Heimesbach: „Falls sie zurückkamen, dann kamen sie verändert zurück, und wenn man sie ermordet hatte, dann war der Ort der Ort, in dem für immer eine Lücke in der Luft klaffte. Als hätte man der Luft etwas entrissen und deswegen fällt das Atmen vielleicht so schwer, wenn man im Ort spazieren gehen möchte, deswegen vielleicht ist jede Stille eine Behauptung, aber niemand ist so ehrlich und sagt es laut.“

Wer es da ausspricht, das ist eine Stimme, die als Ich-Erzählerin in sieben von 46 Kapiteln das Wort erhebt, aber es ist die Stimme einer Toten, wie gleich zu Beginn klargestellt wird. Sie gehört keiner Ermordeten, aber sie fungiert dennoch als eine Art böses Gewissen von Heimesbach, nachdem sie als zehnjähriges Flüchtlingskind hierhergekommen war und mit der Familie dann drei Jahre später weiterziehen musste. Nun, nach einem frühen Unfalltod, kommentiert sie mit göttergleicher Allwissenheit

und irdischer Erfahrung das, was sich abgespielt hat in dieser Kleinstadt im Hunsrück seit dem Ersten Weltkrieg. Erzählt aber wird ansonsten personal, und was durch den steten Wechsel von Zeiten und Figuren entsteht, ist ein Bild von Heimesbach, das immer noch reichlich genug Lücken lässt, aber sie sichtbar macht. Geschlossen werden, das macht der Roman „Die Lücken“ deutlich, können sie ohnehin nicht. Der Tod kann nicht wegerzählt werden.

Der zweite Kommentar zum Titel erfolgt ganz kurz vor Schluss, in einem als „Epilog“ benannten Kapitel, das ganz einer Figur gewidmet ist, die zuvor nur am Rande Erwähnung fand. Sie heißt Heinz Kahn, und anders als die Namen der zentralen Figuren im Buch und auch der des Handlungsortes ist dieser Name echt. „Nachdem das örtliche Gymnasium sein hundertjähriges Bestehen gefeiert und an keiner Stelle seiner jüdischen Schüler gedacht hatte, entschied sich [der Lokalhistoriker Heinz Ganz-Ohlig], in Archive zu gehen, Interviews zu führen, um diese Leerstellen, diese Lücken zu schließen. Heinz Kahn hatte eine sehr genaue Kenntnis dieser Lücken.“ Die Konzentrationslager hatte er überlebt, nach dem Krieg jüdische Gemeinden in seiner rheinland-pfälzischen Heimatregion neu aufgebaut und Zeugnis abgelegt über das, was ihm in seiner Geburtsstadt, die bei Bazysar Heimesbach, aber in Wirklichkeit Hermeskeil heißt, nach 1933 als jugendlicher widerfahren war. Kahns Familie wurde ermordet, er selbst starb 2014, ein Jahr nach der erwähnten Hundertjahrfeier.

„Die Lücken“ ist der dritte Roman der 1988 als Tochter einer iranischen

Flüchtlingsfamilie auch in Hermeskeil geborenen Shida Bazysar. Mit „Nachts ist es leise in Teheran“, einem psychologisch und politisch überaus feinfühliges Buch, das auf der Grundlage der familiären Erfahrungen in der deutschen Fremde entstand, hat sie 2016 hierzulande auf sich aufmerksam gemacht – und erst kürzlich dann in aller Welt, denn das Buch stand in seiner englischen Übersetzung auf der Shortlist des diesjährigen International Booker Prize. Für den Nachfolger, „Drei Kameradinnen“, ließ Bazysar sich fünf Jahre Zeit, und in dieses zornig-kämpferische Porträt von drei jungen Frauen aus migrantischem Milieu, die sich durch rechtsradikale Verbrechen in Deutschland herausgefordert sehen, packte die Schriftstellerin ihre Frustration über den Verlauf des NSU-Prozesses. Nun, abermals fünf Jahre später, sind die Sensibilität des Debüts und die Wut des zweiten Romans eine Allianz eingegangen, die den bemerkenswertesten deutschen Roman dieses Bücherherbstes hervorgebracht hat.

Morgen erscheint er offiziell, aber seit der Nominierung für den Deutschen Buchpreis ist „Die Lücken“ schon in aller Munde, und gestern wurde auch noch bekannt, dass das Buch in der Endauswahl für den hoch dotierten Wilhelm-Raabe-Preis steht. Aber dieses Buch will weniger ausgezeichnet als gelesen sein. Was und wie es erzählt, das ist hochaktuell und dennoch unerwartet.

Denn Shida Bazysar bringt mit „Die Lücken“ eine Komponente in die ja durchaus reiche literarische Aufarbeitung der deutschen NS-Vergangenheit, auf die etwa Uwe Timm als eines ihrer erklärten Vorbilder – erst am vergange-

nen Freitag hielt sie bei der Verleihung des Frankfurter Goethepreises an den Hamburger Schriftsteller die Laudatio (F.A.Z. vom 29. August) – nicht zurückgreifen kann: die familienbiographischen Flüchtlingserlebnisse. Sie werden fruchtbar im Roman durch gleich zwei persische Familien, die es unabhängig voneinander nach der Islamischen Revolution in ihrem Heimatland nach Heimesbach verschlagen hat und die ganz unterschiedliche Integrationswege gehen. Was aber beide erleben, ist die Skepsis in der westdeutschen Kleinstadt gegenüber Fremden.

In die Handlung dieses Romans sind also Ergebnisse deutscher Heimatforschung genauso eingeflossen wie die Erinnerungen ausgegrenzter Bewohner. Doch erst die unmittelbare Anschauung aus Kindheit und Jugend von Shida Bazysar selbst und das erstaunliche Erzählvermögen dieser Autorin machen daraus ein großes Kunstwerk. Eines der Erinnerung und eines der Zukunftsgestaltung in diesem Land. Wenn man sich denn der Schilderung von Versäumnissen und Opportunismen aussetzen bereit ist, die sich durch alle Figurengruppen des Romans ziehen. Denn jede von ihnen – und somit auch jeder von uns – hat eigene Wahrnehmungslücken.

ANDREAS PLATHAUS



Shida Bazysar:
„Die Lücken“. Roman.
Kiepenheuer & Witsch,
Köln 2026.
504 S., geb., 25,- €.

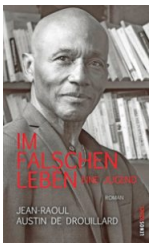
Die Romantik von Andreas Baader

Jean-Raoul Austin de Drouillards Eigenlebensbeschreibung setzt auf die Herausforderung durch Sex und Politik

Kunst ist das Gegenteil von gut gemeint: Hier liegt die Crux des vorliegenden Buchs, das, obwohl gut geschrieben und hervorragend übersetzt, entweder übers Ziel hinausschießt oder dahinter zurückfällt – beides läuft auf das Gleiche hinaus. Anstatt sich selbst zu tragen und die Schlussfolgerung den Lesenden zu überlassen, wird mehr erklärt als erzählt. Der Rücken einer Frau zum Beispiel wird charakterisiert als „Körperpartie, die sich entlang der Wirbelsäule bis zu den Lenden erstreckt“. Und als hätten Leserinnen und Leser noch nie von der Schweiz gehört, heißt es: „Die Schweizer Kühe geben die Milch für die Herstellung des würzigsten Käses und der köstlichsten Schokolade der Welt. (...) Die Devise ‚Wer den Rappen nicht ehrt, ist den Franken nicht wert‘ macht aus diesem kleinen Land das reichste Europas, wenn nicht sogar der Welt!“

Worum geht es? Der Roman beginnt in Haitis Hauptstadt Port-au-Prince, genauer gesagt in der Plaine du Cul-de-sac, einer fruchtbaren Ebene, die im achtzehnten Jahrhundert ganz Frankreich mit Zucker versorgte, damals ein Luxusgut, an dem sich die Bourgeoisie der Hafenstädte und aristokratische Großgrundbesitzer bereicherten. Dieser Oberschicht entstammt der Protagonist Austin de Drouillard, der seine fiktiv aufgehübschte Autobiographie erzählt: Die Mutter war angeblich eine Nachfahrin der Arawak,

Ureinwohner Haitis, die nach der Landnahme durch Kolumbus restlos ausgerottet wurden, weniger mit Feuer und Schwert als durch aus Europa eingeschleppte Krankheiten. Damit nicht genug, führt der Ich-Erzähler seine Herkunft auf eine Ethnie im Landesinnern des heutigen Mali zurück, die Dogon, Lieblingskinder französischer Ethno-



Jean-Raoul Austin de Drouillard:
„Im falschen Leben“. Eine Jugend.
Aus dem Französischen von Steven Wyss.
Lenos Verlag, Zürich 2026.
229 S., geb., 26,- €.

logen, deren Kosmologie die Mär außerirdischer Besucher inspiriert hat – siehe Erich von Däniken.

Dass es sich um ein Konstrukt handelt, mit dessen Hilfe der Autor sich auf die Seite aus Afrika verschleppter Sklaven und ihres mündlich tradierten Wissens schlägt, liegt auf der Hand. Das ist nur eine Ungereimtheit des Texts, denn nach einem Putschversuch gegen den Tyrannen „Papa Doc“ Duvalier löscht dessen Terrormiliz, genannt Tonton Macoute, Austins Familie aus. Nur der Sohn überlebt das Massaker, wird von seinem Schweizer Onkel in Obhut genommen

und bekennt sich fortan, unter dessen Einfluss, zum Judentum. Dass Papa Docs Schergen Sonnenbrillen tragen wie in der Verfilmung von Graham Greenes „Comedians“ ist nur ein Klischee, das der Text bedient, der zwei sich ergänzende und verstärkende Opfernarrative zusammenführt.

So viel zum ersten, in Haiti spielenden Teil des Buchs. Erst in der zweiten Hälfte, wo der Ich-Erzähler seine Kindheit in Basel und den Besuch einer Pariser Eliteschule schildert, nimmt der Roman Fahrt auf, weil es hier anstelle von Ursprungsmythen um nachprüfbar Erinnerungen geht. Statt die Leser mit Pseudogewissheiten zu nerven, wirft der Autor Fragen auf, die er nicht beantworten kann, solange sein Übervater ihm den Blick auf die eigene Person verstellt. Bobby, so heißt der reiche Onkel, erweist sich am Ende als Erzeuger, sprich Vater des kleinen Austin, was dessen ödipale Bindung vertieft: „Sicher ist hingegen, dass ich mir unaufhörlich den Kopf zerbreche mit Fragen zu meiner Rasse, meiner Religion, meiner Zugehörigkeit. (...) Anstatt auf Teufel komm raus meine aristokratischen Wurzeln zu besingen, hättest du mich daran erinnern können, dass ich letzten Endes gar kein Jude bin, dass ich schlicht keine Religion, wohl aber eine doppelte kulturelle Zugehörigkeit habe.“

Zur Flucht aus dem Double-Bind von Liebe und Hass gibt es, dem Zeitgeist von

1968 entsprechend, zwei Wege: Sex und Politik. Ersterer in Gestalt junger Jamaikaner, deren phallische Imponiergehabe sich Austin zu eigen macht: „Hoch lebe mein Körper und meine Sexualität! Einzig an der Ausbuchtung des Hosenstalls, den ich stolz in Szene setzte, war der Geschlechtsunterschied zu erkennen.“

Der zweite Weg führt nach Berlin, wo er – man höre und staune! – Ulrike Meinhof, Horst Mahler und Andreas Baader begegnet, die aus christlicher Nächstenliebe zu Terroristen werden – blauäugiger geht's nicht: „Andreas (...) versprach, mir eines Tages die DDR und ihr sozialistisches, viel menschlicheres System zu zeigen. (...) Aber hinter seinem aggressiven und wahrlich antisozialen Äußeren verbarg sich ein sanftes, großherziges und romantisches Wesen.“

Austin de Drouillard starb kurz vor Erscheinen seines Buchs. Erst im Schlussteil des Romans gelingt ihm der Ausbruch aus dem faradayschen Käfig seiner multiplen Identität, und der Text hebt exemplarisch ab: „Ich sprach (...) von meiner Mutter, ihrem Gesicht, ihrem Duft, der mich im Schlaf in der Nase kitzelte; (...) vom Studium, das ich nicht abgeschlossen hatte; vom Formalingeruch, den ich nicht ertragen konnte; (...) vom Höllenfeuer, von der Thora, der Halacha, vom Jom Kippur, vom Levitikus 16, den Bobby mir nochmal genauer erklären müsste.“

HANS CHRISTOPH BUCH

Morgen ist das Leben eine andere Geschichte

Dana Vowinckels neuer Roman „Anton und Alma“

„Anton und Alma begegneten sich wieder, als Alma Anton gerade vergessen hatte“, schreibt Dana Vowinckel in ihrem zweiten Roman, der auf der Longlist des Deutschen Buchpreises steht und nach diesen beiden jungen Protagonisten „Anton und Alma“ benannt ist. Immer wieder entfernen sich ihre beiden Figuren voneinander und finden doch wieder zusammen, das heißt Anton meldet sich wieder bei Alma, die ohne ihn kaum klarkommt und sich ständig neu orientieren muss. Dabei verändert sich die Welt um sie herum, erst schleichend, dann rasant. Eingeteilt ist der Roman in eine Zeit vor, während und nach Corona. Und in eine Zeit vor und nach dem 7. Oktober 2023, der wie eine Zäsur im letzten Drittel des Romans erscheint.

Seit sie ihn auf einem Schüleraustausch in Frankreich kennenlernte, sucht Anton Alma heim. Er ist ihre erste große Liebe, für Anton ist Alma das zunächst nicht. Später treffen sich die zwei in Berlin auf einer Party der Universität wieder, und nun verliebt sich auch Anton in sie. Umständlich finden die beiden zusammen, eine schmerzhaft Trennung folgt später, und langsam bahnt sich ein Bruch an, als Alma Antons Abwesenheit mit einer hilflosen Zuflucht im jüdischen Glauben kompensiert: Indem sie sich seiner Religion und Kultur zuwendet, versucht sie, ihm nahe zu bleiben. Unterdessen zieht er für sein Masterstudium und eine spätere Promotion über die Massenkonversion der Chasaren zum Judentum nach New York. Abwechselnd wird aus beiden Perspektiven erzählt, doch die Beziehung bleibt asymmetrisch, immer erst Anton, dann Alma, „als er sie küsste, küsste sie ihn nach“.

In ihrem mehr als 500 Seiten langen Roman erzählt Vowinckel von besonders intensiv erlebter Körperlichkeit, merkwürdigen Familienfeiern, auf denen ein Besuch bei den jüdischen Großeltern zu einem Streitpunkt wird, oder der ersten schmerzhaften Trennung, weil es einer Person zu schnell ging. Bereits im ersten Drittel wird das initiale Treffen bis hin zur ersten Krise und zum Verschwinden der rosaroten Brille erzählt. Was dann folgt, schwimmt diffus in einer Corona-Phase, in der sich auch die Erzählzeit ausdehnt. Die Monotonie der Pandemie und die nach und nach einsetzende Alltäglichkeit der Beziehung werden so akkurat eingefangen.

Der Roman legt in den Figuren einen sozialen Gegensatz an, führt diesen aber nicht konsequent aus. Bildungsbiographische Unterschiede sollen die Beziehung der beiden erschweren. Alma sehnt sich nach Sicherheit, die in ihrer emotional kalten Patchworkfamilie nicht gegeben war, und nimmt nach dem Bachelorstudium einen Job im International Office an der Universität an. Anton beginnt derweilen eine Promotion an der Columbia-University. Er wuchs in einem jüdischen akademischen Haushalt in Berlin-Schöneberg auf, Alma am östlichen Stadtrand, in Biesdorf. Eine mutmaßliche NS-Tätergeschichte in ihrer Familie stellt die junge Beziehung zusätzlich auf die Probe. Unter der Oberfläche brodeln diese Differenzen, die familiären Konflikte werden dann jedoch recht zügig abgehandelt und verlieren an Bedeutung. Nebenfiguren, also Freunde und Familienmitglieder, verlieren an Relevanz und büßen dadurch an Farbe und scharfer Charakterzeichnung ein.

Plastisch gelingt dem Roman dafür die spezifische Beschreibung eines großstädtischen universitären Umfelds. Erst changiert die Handlung zwischen Schlafzimmern, Kneipen und U-Bahnen in Neukölln und Schöneberg, dann leben die beiden im hippen Kreuzberg, in dem einem großstädtischen *lifestyle* zwischen Cafés und Naturweinbars nachgegangen wird. Doch auch dieses dargestellte Milieu erschöpft sich, da es auf die Orte letztlich nicht ankommt, denn „Anton und Alma“ nährt sich von



Dana Vowinckel:
„Anton und Alma“. Roman.
Suhrkamp Verlag,
Berlin 2026.
542 S., geb., 26,- €.

den Gesprächen und Interaktionen der beiden, die häufig in Innenräumen stattfindet. Die ganze erzählte Welt sind eigentlich sowieso nur Anton und Alma selbst. Alles andere verblasst daneben.

Ihre stärksten Bilder zeichnet Vowinckel in intimen Gedanken und schmerzhaften Interaktionen. Geflitten wird viel, das beschreibt sie in Krankheitssymptomen aller Art. Ohne Anton fühlt sich für Alma alles furchtbar an: „Das Gefühl, als hätte ihr jemand versehentlich den Ellbogen in die Kehle gerammt, als müsste sie jetzt sofort sterben, nur war es durchgehend so. Es war kein Kloß, sondern, als hätte sie eine Reihe kantiger Gegenstände verschluckt.“ Und auch Antons Depression wird greifbar beschrieben: „Ich bin dann einfach müde. Ich fange an, so sehr zu prokrastinieren, dass es alles zu spät ist und sich nichts mehr einholen lässt, gucke Filme bis fünf Uhr morgens, ich muss sofort weinen, wenn mir was runterfällt.“

Bereits in ihrem Debütroman, „Gewässer im Ziplock“, der im Spätsommer 2023 erschien, schrieb Vowinckel über eine jüdische Familie aus Sicht einer Teenagerin und ihres Vaters. Zwischen Berlin, Jerusalem und Chicago wechselnd, stellen sich die beiden komplizierte Identitätsfragen darüber, was es heißt, als Jude in Deutschland zu leben. Nicht nur wegen der extremen Verzweiflung ihrer Figuren und der noch viel roheren Beschreibungen körperlicher Fehlfunktionen erlangte der Roman Aufmerksamkeit, sondern auch wegen des Zeitpunkts seiner Veröffentlichung: kurz vor dem 7. Oktober. In „Anton und Alma“ kehrt Vowinckel thematisch zurück, bleibt angesichts der aktuellen Debatten aber zurückhaltender. „Die antisemitische Gewalt nimmt neue Ausmaße an, während in Gaza Kinder verhungern“, schreibt sie. Diplomatisch und sensibel blickt die Autorin aus jüdischer Perspektive auf die aktuelle Herausforderung, die richtigen Worte zu finden.

Viele und körperliche Worte findet die Autorin derweil für das wohl komplizierteste und aufregendste Unterfangen: die Liebe, in der sich der gesamte Weltschmerz versammeln kann. Auch wenn Vowinckels Erzählung in anschaulichen, aber langen Dialogen ein wenig ausfranst und die Handlung sich zeitweise endlos ausdehnt, ist das sprachlich weich und nach langen Ruhephasen doch unerwartet erschütternd, dass Anton und Alma schmerzhaft überdauern. EVA GOLDBACH



Diplomatisch und sensibel blickt sie aus jüdischer Perspektive auf die aktuelle Herausforderung, die richtigen Worte zu finden: Dana Vowinckel. Foto Paulina Hildesheim